



NICHT DER TEUFEL STECKT IM DETAIL DIETER THOMÄ

Dieter Thomä, geboren 1959, war nach einem Volontariat an der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg Redakteur beim Sender Freies Berlin, studierte Philosophie, Germanistik und Romanistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg sowie an der Freien Universität zu Berlin und lehrte nach der Promotion 1989 Philosophie in Paderborn, Rostock, New York, Berlin und Essen. 1996 erhielt er den Preis für Essayistik beim Internationalen Joseph-Roth-Publizistikwettbewerb Klagenfurt. Seit 2000 ist er Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen. Ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung führte ihn nach New York, er war Fellow am Getty Research Institute in Los Angeles und am Max Weber Kolleg in Erfurt. Zu seinen Büchern zählen: *Die Zeit des Selbst und die Zeit danach* (1990); *Eltern: Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform* (1992); *Erzähle dich selbst* (1998); *Unter Amerikanern* (2000); *Vom Glück in der Moderne* (2003); *Heidegger Handbuch* (Hg., 2003); *Totalität und Mitleid* (2006); *Väter: Eine moderne Heldengeschichte* (2008). – Adresse: Fachbereich Philosophie, Universität St. Gallen, Gatterstraße 1, 9010 St. Gallen, Schweiz. E-mail: dieter.thomae@unisg.ch

Der Teufel steckt im Detail, heißt es. Ich möchte gegen diesen Satz Protest einlegen und mich an Aby Warburg halten; er soll bekanntlich gesagt haben, dass der liebe Gott im Detail stecke. Auch das Wissenschaftskolleg steckt im Detail, es hat demnach – wie messerscharf geschlossen werden darf – viel mit Gott gemeinsam.

Verlegt sich das Sakrale ins Detail, dann verliert es allen Pomp, alles Übermächtige und Unheimliche; es nimmt die Form zarter, überraschender Geschenke an. Diesen

sakralen Erfahrungen, die das Wissenschaftskolleg gewährt, habe ich mich ein ganzes Jahr lang hingeben dürfen.

Jean Paul hat einmal von den „heiligen Übertreibungen“ gesprochen, „durch welche der Mensch ins kurze Leben eine noch kürzere Freude einwebt“. So war auch mein Jahr am Wissenschaftskolleg ein heiliges Jahr „kürzerer Freuden“, die mich in dem Glauben wiegten, dass die Welt gut eingerichtet und ich mit meinem kurzen Leben in ihr gut aufgehoben sei. Wie waghalsig!

In Guillaume Apollinaires Gedichtband „Calligrammes“ findet sich ein Gedicht mit dem Titel „Il y a“, in dem in achtundzwanzig Anläufen, in achtundzwanzig langen Zeilen gesagt wird, was „es gibt“. Das Ganze gibt es nicht. So gibt es auch das Wissenschaftskolleg nicht – oder nur im Detail. Gut, meinerwegen in achtundzwanzig Details.

Es gibt den mit Holz vertäfelten Salon und an den Wänden die verglasten Türen, die sich knarrend öffnen, als wären die Regale Schatzkammern.

Es gibt das Gefühl, in guter, zu guter Gesellschaft zu sein, wenn man die Namen der Autoren auf den Büchern liest.

Es gibt die Fahrt mit dem Fahrrad von der Ansbacher Straße in die Wallotstraße an einem kühlen Morgen und die Idee, die mich an der roten Ampel überfällt.

Es gibt den doppelten Espresso am Buffet und die besorgte Frage, der wievielte es denn sei.

Es gibt die Kohlmeisen vor meinem Fenster, die nach Körnern picken bei bitterer Kälte, und die Katze, die vorbeistreunt und die Vögel nicht erwischt.

Es gibt nach einem dieser langen Donnerstage, an denen das Schreiben sich so leicht anfühlt, als hätte man nie etwas anderes gemacht und als würde man nie mehr etwas anderes tun, die Limettenscheibe im Aperitif auf der Terrasse.

Es gibt den Salat mit Himbeeren und das Glück, beim Essen mit den richtigen Leuten am Tisch zu sitzen.

Es gibt die langen Gespräche über Schauspieler und Zuschauer, über Theater und Philosophie, die mich in dem Glauben an die Interdisziplinarität bestärken, welchen ich bei anderen Gelegenheiten wieder verliere.

Es gibt das langsam an Sicherheit gewinnende Gefühl, nun endlich zu wissen, was ich wirklich will.

Es gibt die Freude darüber, bei Francis Hutcheson die Formel „*our pursuit of their happiness*“ entdeckt zu haben; also auch die Einsicht in die herausragende Rolle, die der Sympathie, der Konsonanz, dem teilnehmenden Miteinander in modernen Gesellschaften zukommt; also auch die Chance, all jenen eine lange Nase zu drehen, die meinen, man dürfe den „*pursuit of happiness*“ nur aufs egoistische Eigeninteresse beziehen oder allenfalls noch auf die allgemeine Wohlfahrt.

Es gibt die große Frage, was Gesellschaften zusammenhält und auseinandertreibt, und meine übermütige Vermutung, dass aus diesem Jahr irgendwann zwei Bücher hervorgehen könnten, die dieses Auseinandertreiben und Zusammenhalten behandeln: eines über die Geldgier und eines über die Sympathie.

Es gibt die eigene Ungeduld darüber, dass keines dieser Bücher schon fertig ist, und die Geduld der Gastgeber, die ich als wunderbar großzügige Geste empfinde.

Es gibt die Erstausgaben aus dem 18. Jahrhundert, die mir mein Büronachbar zeigt, und die Ideen über *sentiment* und *sentimentalism*, die wir austauschen.

Es gibt den Verdacht, es könne eine Verwandtschaft geben zwischen Sympathie und Symposion: ein Verdacht, der nach einem Gespräch aufkommt, in dem mich jemand „*my polemical idol*“ nennt.

Es gibt die Vermutung, dass das griechische Wort für „gleich“, nämlich „*isos*“, auf das Wort „*aleison*“ zurückgeht, welches wiederum ein Trinkgefäß bezeichnet; also auch die Vermutung von der Geburt der Gleichheit aus dem Geist des Gelages.

Es gibt den Besuch im Theater und den Wortwechsel zwischen Schürzinger und Karoline, den sich Ödön von Horváth ausgedacht hat; Schürzinger sagt: „Wenn man zum Beispiel Geld hätte –“, und sie unterbricht ihn und sagt: „Geh sei doch nicht so fad!“

Es gibt eine Antwort auf die Frage, wie die Geschichte des kalifornischen Goldrauschs, der 1848 mit dem Fund des ersten Goldkorns bei Sutters Mühle ausgelöst wurde, mit der Theorie der Moderne zusammenzubringen ist; also auch endlich ein Konzept für das Buch, das ich darüber schreibe.

Es gibt den Kniefall vor der Bibliothekarin und ihr Lächeln.

Es gibt die Absicht, bei ihr das Buch auszuleihen, das man erst noch schreiben muss, und die an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit, dass sie es schon jetzt auftreiben wird.

Es gibt das wilde Stelldichein von Quellen und Texten aus allen möglichen Zeiten und Weltgegenden auf einem einzigen Regalbrett neben meinem Schreibtisch, wo sie

sich gegenseitig beschnuppern und merken, dass sie eigentlich wunderbar zusammenpassen.

Es gibt den Fund, dass Bergleute aus Cornwall bei Karl Marx, John Stuart Mill und Richard Wagner vorkommen, woraus eine ganze Menge über den kalifornischen Goldrausch, die Geldgier und die Moderne zu lernen ist.

Es gibt das schlechte Gewissen, so wunschlos glücklich zu sein, dass man all den hilfreichen Geistern am Wissenschaftskolleg gar nicht mehr den Gefallen eines Wunsches tun kann.

Es gibt die Gespräche am Kopierer und die Stärkung der Armmuskeln durch das Drehen und Wenden der Bücher.

Es gibt einen Mann in einem verglasten Büro im Souterrain, dessen kluge Vorschläge und neugierige Nachfragen sich gegenseitig übertrumpfen.

Es gibt das Augenzwinkern des Rektors.

Es gibt offene Türen.

Es gibt keine offenen Rechnungen.

Es gibt ein Ende.

Es gibt kein Ende.